

noch Luftschiffen mit ein, gelegentlich auch Dillbollen, und wenn man am gelegentlichen Rhein wohnt, so wurden ganze Weintrauben, kleine Borsdorfer Äpfel und frische Walnüsse zwischen die dünnen Schichten Kohl verteilt. Die Äpfel — auch Reinetten können es sein — werden ganz oder zerschnitten verbraucht. Ein Guß frisches Wasser wird erst zum Schluß zugegossen, denn der Kohl gibt beim feuchten Einstampfen meist reichlich Saft her. Obenauf wird ein reines Leinentuch gebreitet, das durch ein steinbeschwertes Brett niedergedrückt wird. Man nimmt einen Feldstein, weil er sich von der Milchsäure nicht zermürben läßt. (Vater wird beauftragt, bei seinem Nachmittagspaziergang einen solchen „Schwermgewicht“ mitzubringen.)

Die russische Einlageart ist noch raffinierter: Eine Handvoll Kümmel, Mohrrübenscheiben, Apfelspalten und Preiselbeeren trennen die Ragen voneinander, und das Rah wird erst nach 14 Tagen mit Tuch und Stein belegt, denn alle Tage zweimal bohrt man mit einem langen Rundstoch — es kann ein neuer Besenstiel sein — bis auf den Grund, um durch Luftzufuhr günstig auf die Gärung einzuwirken. Zur Sauerkrautsuppe ist dann das Kraut sehr aromatisch. Aber dem verdünnten Garmen als Bratenbeigabe noch nicht aromatisch genug! Da müssen außer Äpfeln und Mohrrüben noch Zitronenscheiben, Vorbeerbücher, ganzer Zimt, Kardamon und Muskatblüte, Kümmel und Moosbeeren, die Vermanten der Preiselbeeren, mit von der Partie sein. Man legt diesen Kohl nur in kleinen Mengen ein, weil man etwas Zucker beifügt, der die Haltbarkeit beeinträchtigt, aber den Wohlgeschmack hebt. Selbst einigen Scheiben von gedünsteten roten Rüben verleiht man die Teilnahme am Einkochen.

Die westfälische Art, dem Kraut, das mit Pfeffer und Wacholderkörnern eingestampft wird, eine Tasse gutes gereinigtes Rübel auf den Kopf zu gießen, ist nicht unfeindlich gemeint, sondern gibt dem Kraut einen goldenen Glanz und ein geistes, sanftes Wesen, was in heutigen Zeiten als besonderer Vorzug verachtet werden kann. Man rechnet dann auf 30 große feste Köpfe Kraut etwa 200 g Salz und je 8 g Pfeffer und Wacholder und ¼ Liter Öl.

In Süddeutschland läßt man das milde gefüllte Kraut vor dem Einlegen erst zwei Stunden ruhen, und knetet es dann mangelweise mit den Händen durch, um den Saft heranzulocken. Das eingepreßte Kraut wird dann mit Kohlblättern bedeckt, dann wird es gleich beschwert. Auch bei diesem Verfahren will man die Wacholderbeeren nicht mischen, während man sonst von feinschmeckerischem Zubehör absieht.

Man muß einmal die eine wie die andere Art ausprobieren, hausgemachtem Sauerkraut hastet doch die unbezahlbare Liebe an, mit der eine Hausfrau für das Wohl der Familie vorforgt, und das schmeckt man heraus — man lese nur Wilhelm Busch nach!

Unsere stacheligen Freunde

Man mag über Raktien denken, wie man will, eins steht fest: von Jahr zu Jahr wächst die Zahl ihrer Anhänger. In die überlegene Glätte der modernen Kisten bringt ihr bizarrer Charakter eine wohltemperierte Unordnung. Der Raktus ist weder lieblich noch reizend, dafür stets eigenwillig in der Form und überaus in unberechenbarer Gestalt. Zeitlich schließt pflichtlich in der Form und überaus in unberechenbarer Gestalt. Zeitlich schließt pflichtlich in der Form und überaus in unberechenbarer Gestalt.

Ran ist die Zeit wieder da, wo die Raktien von den Balkonen und vor den Fenstern verschwinden, und ihre Winterplätze im Zimmer und zwischen den Fenstern einnehmen. Es ist für das Gedeihen und Wachstum der Raktien sehr wichtig, daß sie immer in derselben Richtung dem Licht zugewandt bleiben, daher muß Platzwechsel möglichst vermieden werden.

Im Zimmer verlangen die Raktien weniger Feuchtigkeit und besonders gesund sind öftere Düngung, die natürlich schwach und mäßig in der Anwendung sein müssen. Zweckmäßig legt man über das Abzugsloch des Topfes eine Rieschicht, die das eventuell überschüssige Gießwasser abfließen läßt. Denn eine stauende Nässe läßt die Erde sauer werden und die Wurzeln faulen. Als Erde benutzt man die in Blumengeschäften erhältliche, schon gemischte Raktenerde. Zum Gießen verwendet man eine oale, langohrige Kanne, deren gebogener schmaler Schnabel mühelos in und an die hintersten und kleinsten Töpfchen kommt.

Gegen Läuse und rote Spinnen gibt man

Mutter

Mutter: Das erste Helle,
Das ich erblickte.
Mutter: Die erste Quelle,
Die mich erquickte.
Mutter: Die erste Güte,
Die mich betreute.
Mutter: Dein Herz behüte
Meines auch heute!

Karl Schneller.

den Raktien Erguß- und Erguß-Sprigen mittels eines sehr feinen Zerkäubers. Einfache Wasserbüchsen sind immer ein gutes Vorbeugungsmittel.
Sehr stachelige, schwierige gewachsene Raktien gibt man vorteilhafter dem Gärtner zum aufbinden, der nicht nur eine größere Übung in dieser gar nicht einfachen Arbeit hat, sondern sie auch wesentlich zweckmäßiger ausführt. Laufende Stellen werden vorsichtig abgeschnitten und mit Holzkohle bestreut, die ein Weiterfaulen hindert.

Allerlei Teegebäck

Sahnenplätzchen.

1 Pfund trockenes Mehl, 375 Gramm Butter, 10 Eßlöffel dicke saure Sahne. Man rührt die Butter schaumig, fügt die Sahne und das durchgeseigte Mehl hinzu. Der Teig wird nicht zu dünn ausgerollt und die Plätzchen mit einem Glase ausgeglichen. Man bestreicht sie mit zerlassener Butter oder gerührtem Ei und bestreut sie mit Zucker und Zimt. Bei mittlerer Hitze werden sie goldgelb gebacken.

Kleine Mürbeteig.

125 Gramm Butter, 1 Eßlöffel Milch oder Wasser, 70 Gramm Zucker, ein Eigelb, 250 Gramm Weizenmehl. Die Butter wird zertrübt, die übrigen Zutaten hinzugefügt und vermischt. Der Teig muß etwas kalt gestellt werden, ehe er ausgerollt wird. Man sticht die Mürbeteigbällchen mit einem Glase oder einer kleinen Form aus, bestreicht sie mit Eimweiß und backt sie etwa 10 Minuten bei mäßiger Hitze.

Brezeln.

3 hartgekochte Eier, 2 rohe Eidotter, 83 Gr. Zucker, ¼ Pfd. Mehl, 200 Gramm Butter. Man rührt die Butter, fügt die übrigen Zutaten (die hartgekochten Eier durch ein Sieb gestrichen) hinzu und formt ein Sieb geformtes, das in kleine Teile zerteilt und zu Brezeln geformt wird (ungefähr 25 Stück). Die Brezeln werden mit rohem Eimweiß bestrichen und bei gelinder Hitze gebacken.

Kröpfli.

½ Pfd. Mehl, 200 Gramm Butter, 50 Gramm Zucker, 3 Eßlöffel Franzbranntwein, 1 Eßlöffel Wasser. Zur Füllung: Gemachte Früchte oder Marmelade. Man vermischt den Teig, rollt ihn aus und sticht mit einem Wasserläse Plätzchen aus, die mit Früchten oder Marmelade belegt, und dann zusammengeklappt werden. Mit einem Ei bestrichen, backt man die Kröpfli schnell im Ofen.

Aus dem Engen und Weiten

Frauentreue.

54 Jahre ist Hermann Daley heute alt, und er feiert gewissermaßen ein Jubiläum. Denn es waren kürzlich gerade vier Jahrzehnte her, daß er zum erstenmal gegen das Gesetz verstieß. Seitdem war sein Leben eine nur selten unterbrochene Kette von Gefängnisstrafen. Er wollte sich bessern. So heiratete er. Seiner jungen Frau sagte er damals — es sind schon 18 Jahre her — nichts von seinem Vorleben. Sie erfuhr von seinen Strafen erst, als er sich wieder eines Diebstahls schuldig machte. Sie dachte aber nicht daran, ihn deswegen zu verlassen. Sie wollte im Gegenteil an seiner Besserung mitarbeiten. Deshalb folgte sie ihm stets bis ans Gefängnis; dann mietete sie sich der Strafanstalt gegenüber ein Zimmer, um immer in Hermanns Nähe zu sein. Siebenmal trug sich dieser Fall zu, und zuletzt hatte

die Frau sieben Jahre lang seiner Zelle gegenüber gewohnt. Nun waren beide nach Wau-pun (Wisconsin) gezogen, und dort wollten sie ein neues Leben beginnen. Daley versprach seiner Frau hoch und heilig, niemals wieder einen Diebstahl zu begehen. Sie ließ ihn trotzdem nicht aus dem Auge. Doch eines Tages war sie mit ihrem jüngsten Kind beschäftigt, als Daley sagte, er wolle nur einen kleinen Spaziergang machen, weil er sich nicht ganz wohl fühle. Dieser Gang dehnte sich aber aus, und Daley kam nicht wieder. Schließlich ging die Frau zur Polizei, und hier erfuhr sie, daß Daley beim Einsteigen in ein Haus von einer Polizeistreife festgenommen war und im Untersuchungsgefängnis saß. Sie verzweifelte trotz-dem nicht. Sie wählte der Verhandlung bei, und ihre Bitten bewirkten, daß der Rückfällige zu der verhältnismäßig geringen Gefängnisstrafe von einem Jahre verurteilt wurde. Bevor Frau Daley den Sitzungssaal verließ, sagte sie zum Richter: „Ich werde auch dieses Mal dem Gefängnis gegenüber wohnen und Herman besuchen, so oft es mir erlaubt ist. Ich verspreche, daß ich ihn, wenn er erst in Freiheit ist, auch nicht einen Augenblick allein lassen werde. Ich will ihm auf Schritt und Tritt zur Seite sein, so daß er endlich ein ehrlicher Mensch werden muß.“

Warum die Frau zur Löwin wurde.

Es und zu kann es ganz nützlich sein, sich mit der feinsten Verfassung des Weibes ein wenig näher zu beschäftigen. Denn dann ist es möglich, daß dem einen oder anderen einmal eine unangenehme Viertelstunde erspart bleibt. So hätte es auch den beiden Räufern besser ergehen können, die kürzlich in der Wäse von Labore (Britisch-Indien) den braven mohammedanischen Kaufmann Tamizy überfielen. Sie hielten ihm ihre Dolche plötzlich unter die Nase: „Das Geld oder das Leben!“ Da Tamizy keine nennenswerten Wertsachen bei sich führte, so bat er die beiden Verbrecher höflich, mit ihm gehen zu wollen, da er bereit sei, ihnen zu Hause einen größeren Betrag auszubringen, wenn sie ihn nur am Leben ließen. Die beiden Strauchritter waren mit dem Vorschlag einverstanden. Die Beute war auch groß genug, denn Tamizy lieferte ihnen in Gegenwart seiner Frauen 2000 Rupien aus. Die Damen des Hauses waren schweigende Zeugen dieser Uebertretung. Sie waren wohl zu gut erzogen, um gegen den Verlust des Geldes Einspruch zu erheben. Die Angelegenheit schien damit erledigt zu sein, als einer der Strauchritter Schmuckstücke um Finger und Hals der Frauen sah: „Her damit!“ Doch da erwachte plötzlich der Widerstand der Frauen. Eine von ihnen, der ein Räuber gerade den Schmuck von der Brust reißen wollte, wurde zur Löwin, sprang auf, stürzte sich auf den Frevler, zerkrachte ihm ohne Angst vor dem drohenden Dolch das Gesicht und warf ihn zu Boden. Da fielen auch die anderen im Verein mit Tamizy über die beiden Diebe her und schrien Feter und Mor-dio. Als schließlich die Polizei kam, waren die Räuber froh, von ihr aus den Händen der wütenden Weiblichkeit befreit zu werden. Warum wollten sie auch einer eifigen Frau den Schmuck nehmen?

Das neue Dabeim (68. Jahrgang Nr. 2) veröffentlicht einen aufsehenerregenden Aufsatz Paul Oskar Höckers zur Winterhilfe. Hier wird einmal klipp und klar ausgesprochen, was Hunderttausende seit Monaten bewegt und mit wachsender Sorge erfüllt; aber es wird nicht nur eine durchaus berechtigte Kritik geübt, es werden auch eindrucksvolle praktische Vorschläge gemacht und begründet. — In Wort und Bild berichtet dasselbe Heft von zwei „Jubiläen in Leberkuchen“. 2. Zieselsch erzählt von einem „Besuch in der Tierpension“. Zum 400. Jahrestag der Schlacht bei Kappel, in der Ulrich Zwingli den frühen Tod fand, schrieb Alfred Freitag den reich illustrierten historischen Aufsatz „Der Feldprediger fällt“. Einem spannenden Abschnitt des neuen abenteuerlichen Zeitromans „Minister in Torri“ von Hans Winand folgt die abgeschlossene, gemütvollte Novelle „Tante Juliana“ von Ruth von Oslau. S. C. von Jobeltz beschreibt in seinem Beitrag „Die Stadt unter Sehnacht“ das liebe alte Städtchen Dinkelsbühl. Einen interessanten Vergleich der „Geschwindigkeiten in der Natur“ gibt Prof. Dr. Ernst Schulte. Das Frauentagebuch enthält guten Rat für Küche und Mode. Die Wochenschau, reicher Schmuck, Kunstbeilage, Kaffee, Denkportraits und der Dabeim-anzeiger mit seinem bekannten Stellennachweis erweitern den vielfältigen, anregenden und unterhaltenden Inhalt des schönen Heftes.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: P. A. Sank, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 39

Altena, den 13. Oktober

1931

Die Bedeutung der „Ruhe“ im täglichen Leben

Eigentlich sonderbar, von Ruhe zu sprechen, heute, wo alles um uns und in uns gärt, wo die Zeit an unseren Nerven reißt und wir uns vorkommen, als stünden wir auf einem Vulkan. Wer vermöchte da „ruhig“ zu bleiben?

Vielleicht lohnt es sich gerade darum, den Wert der Ruhe einmal zu beleuchten.

Ruhe ist eine Macht im Leben! Wenn zwei Menschen sich wegen Meinungsverschiedenheiten streiten, wenn die „Gemüter hart aufeinanderprallen“ — immer wird derjenige dem anderen gegenüber einen Vorprung haben, der seine Ruhe bewahren kann. Zwischen Gelehrten kommt es zu Streitigkeiten; in den meisten Fällen wird der Mann schon darum der Überlegene sein, weil er unpersönlicher, sachlicher alles ansieht und dementsprechend inständiger ist, ruhiger zu bleiben, als die Frau, die sich ganz und gar für ihre Meinung einzusetzen gewohnt ist.

Der Lehrer, der eine Klasse schwieriger Schüler vor sich hat, sei es, daß diese un-begabt sind oder im „schwierigen Alter“ etwa — er wird ungleich mehr erreichen, wenn er sich beherrscht, als wenn ein an sich schon berechtigter Jörn mit ihm durchgeht.

Für den Erziehenden, ob Mutter oder Vater oder sonstwer, ist der Begriff Ruhe von unschätzbare Wichtigkeit.

Optimal weiß nur der Arzt, zu dem eine Mutter mit einem überaus nervösen Kind kommt, daß hier die Hauptaufgabe bei der leicht erregbaren Mutter liegt. Nur ruhige Mütter können berechnen, ihre Kinder zu erziehen. Wo finden wir die aber heute?

Vielleicht können wir uns doch mit eisernem Willen zu dieser bewußten Ruhe erziehen; doch nur der, der gewohnt ist, sich von seinem Temperament hinreißen zu lassen, vermag zu beurteilen, wie unsäglich schwer das ist.

Aber um unferer selbst willen, wenn nicht um unserer Mitmenschen willen, wenn uns bemühen, über unsere allzu leichte Erregbarkeit Herr zu werden. Die Zukunft wird noch höhere Anforderungen an unsere Nerven stellen, als sie es bereits schon tut. Sehen wir ihr ruhig ins Auge — denn etwas anderes würde uns auch gar nicht nützen — so werden wir über manches eher hinwegkommen, als wenn wir einen Teil unserer Nervenkraft vergeuden durch erregte Auslassungen. Ruhe ist eine Macht im Leben! Wer sie besitzt, ist im Vorteil vor anderen. Ob im Beruf, ob daheim — überall wird sie für uns eine Waffe bedeuten, die den Gegner wehrlos macht.

Karin Mershausen, Kiel.

Die Frau in Zahlen

Zeitgemäße Betrachtung von Hans von Kahlenberg.

Ich habe eine sehr wackere Freundin, die sich über nichts mehr ärgert als über diese zwei kleinen Wörtern einer Bezeichnung oder Ein-rangung: „Ohne Beruf.“ Es gibt zum Beispiel eine Volkszählung, und der Zähler kommt in ihr Haus. „Ich befrage ohne Dienstboken dieses Haus und meine drei Kinder“, erklärt meine Freundin. Der Beamte antwortet höflich: „Also schreiben wir: Ohne Beruf.“

„In meinem Paß steht: Beruf: Ehefrau“, sagt meine Freundin. „Ich besitze ein eigenes Bankkonto; für das Finanzamt, für die Ideatengemeinde, für den Tennisplatz habe ich den Beruf der Ehefrau. — Wenn Sie wenigstens schreiben wollten: Beruf: Hausfrau!“

Herbstnacht

Nachts über die Diefen, die Erlen entlang,
Geht ein Gesang, geht ein Gesang.
Der ist wie ein stilles Weinen.
Der ist wie ein tiefes Klagegebet,
Das aus dem ärmsten Herzen bricht —
Armes Herz, was weinst du so?

Die Rebel ziehen übers blasse Land,
Was wird mir die Stunde so wohlbekannt
Und die fernsten, verlorenen Töne?
Was schlägt meine Brust so lauten Schlag?
Die Nacht ist lang. Kurz ist der Tag —
Armes Herz, was weinst du so?

„Aber das Wort Hausfrau“, werse ich ein, „ist ein recht dehnbarer Begriff, ein weites Feld, wie unser alter, guter Fontane sagt. Wirst du zum Beispiel Frau Irene, unsere Freundin Irene, die um elf Uhr aufsteht, um zwei Uhr zu Mittag ist — ohne Arnold, ihren Mann, der in Berlin speist —, nachmittags shopping fährt oder zum Golf geht...?“

„Da würde ich sagen: Beruf: Salon-dame.“
„Es ist auch ein Beruf. Und recht anstran-gend. Allein die Schönheitspflege beansprucht, wie Irene versichert, vier Stunden täglich. Nun, Anna sehr braucht sieben — und wird im Februar sechzig!“

„Ich bin neidlos und Hausfrau“, erklärt Frau Gertrud.

Die Amerikaner nennen das Home maker. Sie sind immer viel vernünftiger und fortgeschrittener als wir. Praktisch fortgeschritten, meine ich! Sie reden nicht. Aber hören ihre Zahlen, ich habe mir sie gemerkt und werde in unserem Zentralverein eine gleiche Untersuchung anstellen.

Industrie und Geschäft dort in U. S. A. rechnen mit einer Arbeitswoche von 42 bis 48 Stunden. Die Rundfrage 1930 der hauswirtschaftlichen Abteilung des Landwirtschaftsministeriums hat bei den Hausfrauen, den Home makers, nur ergeben: Für die Hälfte 42 bis 44 Arbeitsstunden, für die Hälfte 46 und mehr Stunden. Noch vor dreißig Jahren rechneten die gleichen Hausfrauen, Pioniersgattinnen „ohne Beruf“ mit Arbeitswochen von 84 bis 112 Stunden und mehr. Was wir in Kriegs- und Inflationszeit schmeißend und ohne Rechnen geleistet haben, wird wohl der Welt nie vorgeführt werden können. Ohne Beruf ist man eben auch ohne Ruf.

Die Herabsetzung der Arbeitszeit auf fast die Hälfte haben die heillosen Hausfrauen lediglich der Technik, Nähmaschine, Staubsauger, elektrischem Bügeleisen, den „Wunderkapseln“, Warmwasserleitungen, den „Wunderkapseln“, allen Art zu verdanken. Drüben hat die Rationalisierung des Haushalts, deren Möglichkeiten wohl noch längst nicht voll ausgeschöpft sind, zusammen mit raummächtiger Verteilung der Wohnungen auf einer neuen Berufslösung entgegengelehrt. Der sogenannten „Women on the shelf“, das sind die Frauen von vierzig bis sechzig, in Volktracht noch zumeist, denn mit der Technik ist auch die Gesundheitsfrage fortgeschritten. Nachdem der Mann vollständig im Beruf ist, fühlen sie sich in ihren vier Wänden überflüssig und nutzlos. — Aus-rangerte, jene Goldschnitt-Parasiten, die auf dem Wandbrett stehen. — „Nippchen!“

Dem gewöhnlichen Reichtag von 575 Ab-geordneten gehören 30 Frauen an, etwa 7%; in den Landtagen werden es 7,5% gegen 10% in den Gemeindevertretungen sein.

Gewohnt, die Dinge nüchtern und von nah zu sehen, wird die Frau sich viel weniger von Grundfragen und Schlagworten beeinflussen lassen als der Mann. Insbesondere die Jugend.

chen bei sich und ihren Töchtern nicht duldet, eine feste Hand hat.

Die Zahl dieser Ausgeschalteten ist natürlich bei uns, dem verminderten Volksvermögen entsprechend, niedriger. Trotzdem reifen sie, sie bedauern die Fremdenheime des In- und Auslandes, Kurfälle, Vefesimmer, Konditoreien und Teeräume in erstaunlicher Anzahl. „Auf vierzehn Frauen ein Mann, hat man in diesem Sommer berechnet!“, stellt die Mutter von zwei Töchtern sachlich fest; ihre Töchter haben Berufe. Für die Hausarbeit fallen sie deswegen aus, indes „verdienen sie Geld“. Die Ueberflüssigen verzehren bloß.

Martin Luther sagt von ihnen: „Unnütze Leute, die weder wehren noch zu nähren haben, sondern nur zehren, saulenzen und müßig gehen können, soll man nicht leiden, sondern aus dem Lande jage oder zum Werk anhalten.“

Wir möchten annehmen, daß sich in Wohlfahrtspflege und Wohltätigkeit, in den schönen Künsten, in Sport und Politik auch für solche Ausgeschaltete ehrenamtlich Betätigung und Befriedigung finden ließe. Dennoch liegt Kapital hier brach, Kapital im Buchstaben-sinne des Wortes und nicht nur an Arbeitskraft.

So mußte die Welt unlängst mit Ueber-raschung erfahren, daß in den Vereinigten Staaten heute bereits auf die weiblichen Steuerzahler 42% des Gesamtsteuereinkommens dieses reichsten Landes der Erde entfallen. 70% der Männer hinterlassen ihr Geld Frauen, ihnen werden die Lebensversicherungen ausgezahlt, während 64% der Frauen wieder andere Frauen zu Erben einsehen. Frauen stellen den Großteil der Aktionäre der Telefon und Telegraph Co. der United Steel, der Eisenbahngesellschaften. 139 Frauen veruieren ein Einkommen von 50 000 Dollar gegen bloß 23 Männer mit gleichem Einkommen. Ueber eine Million Dollar nehmen 44 Frauen ein und 42 Männer.

Auch über diesen Punkt wäre höchst erfreu-enswert bei uns eine Statistik aufzustellen. Trägt doch die Frau bereits, auch hier wie drüben, 85% aller Einkäufe, weil immer mehr Männer sich gewöhnen, die Anschaffungen einer geschickten und umsichtigen Mutterin zu überlassen. Elf Milliarden Reichsmark durch-laufen im Jahr die Hände von elf Millionen Hausfrauen.

Es scheint deshalb wünschenswert, in einer Zeit, wo die Gegensätze „Die Welt, die Drogen, Eigentum oder Gemeinwirtschaft“ auseinander-plätzen, sich zu blutigem Ausgang anschauen, die haushalterische Begabung, diesen bejahen und vermittelnden Frauenwillen, auch in staatlichen und kommunalen Betrieben viel-entschiedener und bewusster einzusetzen. Kein zahlenmäßig sichert der Wählerin schon der Frauenüberschuß ein Uebergewicht; daß hinter diesen Zahlen auch Verantwortungsgefühl und Einfachheit stehen, bewies die sehr starke Beteili-gung von 78% der Staatsbürgerinnen bei nur 62% der männlichen Wählerkraft zur Ver-fassung gebenden Nationalversammlung 1919.

Gewohnt, die Dinge nüchtern und von nah zu sehen, wird die Frau sich viel weniger von Grundfragen und Schlagworten beeinflussen lassen als der Mann. Insbesondere die Jugend.

Sie weiß, daß alles Leben aus Tatsächlich-keiten besteht: Hier Wahlzeiten am Tage, Staubwischen, Spülen, Feigen, großer Wäsche und Wäschezahlung.

Kleinram! sagen manche verächtlich: „Ohne Beruf.“ Gerade die Nicht-Professionals, weder einge-reicht noch einseitig, möchten wir eulent

Das Herz Skizze von Thomas Halm

„Also hör mal zu, Horst. Daß Du mich so früh vom Fleck weg heiraten willst, finde ich an sich ja riesig nett von Dir. Du bist ein lieber Kerl, weißt allerlei, hast die ganze Welt bereist, besitzt nicht nur eine gut durchtrainierte Sportfigur, sondern befindest Dich auch dank der geschäftlichen Tätigkeit Deines Vaters in beneidenswerter wirtschaftlicher Unabhängigkeit. Das alles aber genügt noch nicht, daß meine teuer erkaufte Selbstständigkeit vor Deiner überlegenen Männlichkeit so ohne weiteres kapituliert. — Habe ich das nicht fein gesagt?“

Horst Bietingheim sah nachdenklich auf die Enke seines schokoladenfarbenen Sportshirts und versuchte mit dem seidenen Taschentuch ein Schweißtröpfchen von seiner sorgenvoll gewordenen Stirn zu tupfen.

„Das bedeutet also einen Korb in aller Form und für alle Zeiten, Lore?“

„In aller Form schon, aber ob auch für alle Zeiten? Was wissen wir — wie sich der Dichter so schön ausdrücken beliebt —, welche dunklen und heiteren Töne im Zeitenloche noch auf uns warten?“

„Du gibst mir doch noch Hoffnung?“

„Aber immerzu. Aber, wer oft gehofft hat, lernt fürchten“, sagt Gräbe. Da staunt Du, was? Na, nun aber noch ernsthafter. Ich bin neunzehn, Du bist siebenundzwanzig Jahre alt. Wir sind also eigentlich im richtigen Alter, um irgend eine große Dummheit zu machen. Doch dazu habe ich noch gar keine Lust. Ich habe mich nicht deswegen mit viel Eifer, Gewandtheit und Ueberredung aus dem Schoß der Familie losgerungen, um hier in Berlin in den ersten besten Verlobungsring zu treten. Ich will Medizinerin, eine Deutsche der Wissenschaft werden. Also muß ich erst mal gehörig hüffeln, die Bänke der Hörsäle blank scheuern helfen und die Anatomie unsicher machen. Wenn ich dann das Physikum und das Staatsexamen summa cum laude bestanden habe — was in vier Jahren, die üblichen Durchfälle einberechnet, der Fall sein wird — und Du Dich inzwischen nicht eines Besseren besonnen hast, so können wir die Verhandlungen über diesen Punkt wieder aufnehmen. In der Zwischenzeit wollen wir wie bisher gute Freunde bleiben, zusammen Auto fahren, schlafen, paddeln, wochenenden, was das Leben je nach Jahreszeit beut. Na — ich habe gesprochen.“

„Na schön, da muß ich mich bescheiden. Aber wir wollen warten.“

„Gern, weißt Du einen guten Tip?“

„Ne, so meine ich es nicht. Wir wollen warten, daß Du meine Bewerbung annimmst, wenn Dir, der kühlschalligen Wissenschaftlerin, trockenen Studentin der realsten aller Wissenschaften, ein Vorgang über den Weg läuft, der bei Dir eine Kugelung der Epidermis, genannt Gänsehaut, hervorruft.“

„Eine ausgefallene Idee. Da kannst Du lange warten.“

„Na, soll es gelten?“

„Es gilt meinetwegen.“

Lore Berndt sah am Schreibtisch ihrer Studentenstube und war emsig bemüht, das am Vormittag mitfotografierte Kolleg fein säuberlich mit der im ersten Semester akuten Gewissenhaftigkeit in gewöhnliche Schrift zu übertragen. Es war ein sehr gelehrtes Kolleg über die Affektionen der Sehnensehnen und Schleimbeutel. Sie begriff zwar nicht ein Wort davon, aber es klang doch wunderbar gelehrt, und vielleicht würde sie es schon lernen. Ein Klopfen an die Zimmertür schreckte sie von ihrer Arbeit ab.

„Das würde ja eben für Sie abgegeben“,

sagte Frau Niedermeyer, Lorens Schlämm-

mutter, und legte ein in weißes Papier ge-

hülltes Päckchen auf den Schreibtisch. Neugierig löste Lore den umförmigen Bind-

aden und schlug das Papier auseinander. Ein

mit blutroten chinesischen Schriftzeichen bemal-

tes, schwarzlackiertes Holzschälchen lag vor ihr.

Auf einem beigefügten Zettel stand: „Schönsten

Gruß, Horst. Weiter nichts. Lore drückte

auf den Verschluss, der Deckel sprang auf.

Unter einer gewöhnlichen Glascheibe lag auf

silberglänzendem Grunde in verkleinertem

Mastab die anatomisch genaue Nachbildung

eines Menschenherzens. Jede Ader, jedes Gefä-

ßen war deutlich zu erkennen. Ein feines

Kunstwerk. Die elfenbeinfarbige, halbdurch-

sichtige Masse, aus der es gefertigt war, schien

Wachs oder Alabaster zu sein. — Lore lachte:

„Der Horst ist doch ein verdrehtes Huhn.“

Aber für sie als Medizinstudentin war es doch

eine ganze nette Aufmerksamkeit. Auch auf

dem silberbronzierten Boden des Schälchens stan-

den rote chinesische Schriftzeichen. „Schade,

daß ich kein Chinesisch kann“, dachte Lore.

Sie nahm das Schälchen in die Hand und hielt

es näher an das Licht der elektrischen Studier-

lampe. Eigenartig sah das Herz in seiner

leichenähnlichen Blässe aus. Da — Lorens

Augen weiteten sich vor erschrockenem Staun-

nen. Was war das? Das Herz begann sich

zu verfärben, schimmerte matt rosa. Die Farbe

wurde immer kräftiger. Deutlich sah Lore,

wie lebendiges Blut durch das feine Merg-

stern flutete, wie es auf und nieder pulste. Das

Herz lebte und blutete. Unheimlich war das.

Eine Beklemmung stieg ihr in die Kehle, ihre

Hände zitterten, sie legte den Kasten wieder

auf den Schreibtisch und starrte entsezt auf

das kleine Herz. Das blutige Rot verblasste,

das Herz lag tot im matten Elfenbein wie vor-

her. Lore drückte hastig den Deckel zu und

verperrte das unheimliche Kältebild in der

Schleiblade des Tisches. Arbeiten konnte sie

nicht mehr. Der unerklärliche Vorgang hatte

sie so erregt. Sie mußte unter Menschen,

mußte Sachen hören, Leben sehen.

Lore stürzte die Treppe hinab. Hoch auf-

atmend stand sie auf der Straße, der Groß-

straß torkehr flutete an ihr vorüber. Heulen-

de Kraftwagen stoben vorüber und bohrten

mit grellen Scheinwerflichtern in die win-

kelnde Menschenmenge. Aber das Gassen

und Drängen vermochte in Lorens Gedanken

nicht den unheimlichen Eindruck des dämoni-

schen Kunstwerkes zu überlängen. Die roten

Flammen der flimmernden Lichtreklamen

schienen ihr wie zuckende Herzen. Sie schalt

sich selbst: „Du bist doch ein modernes Model

der mühsamen, sachlich denkenden Zeit.“ Ihre

zitternden Nerven beruhigten sich nicht.

„Guten Abend, Lore! Ich denke, Du woll-

test heute abend zu Hause arbeiten?“ grüßte

Horst Bietingheim. Er lächelte verschmitzt, wis-

send. Lore schaute seinen Arm.

„Horst, was ist das, was Du mir geschickt

hast?“

„Wie? Du scheinst sehr erregt zu sein.“

„Das Herz... ich will es nicht behalten.“

„Ein chinesisches Kunstwerk, weiter nichts.“

„Es blutete.“

„Ich rede doch keinen Unsinn!“

„Ich rede keinen Unsinn. Es blutete, als ich

es in der Hand hielt.“

„So? Na ja, eine der mühsigen Spielereien

der Chinesen. Eingeschlossener rotgefärbter

Weingeist kommt durch die Blutwärme zur

Wallung und durchströmt ein feines Nadel-

netz. Das ist alles. — Aber Du hast Deine

Wette verloren. Du müßtest von der neuen

Schulthei. Und in sechs Wochen ist Hoch-

zeit.“

„Du, das war nicht fein von Dir.“

„Ne, aber darauf kommt es ja auch nicht

an.“

Wohl wir sie nötig haben. Nichts nötiger als ihren gefunden Menschenverstand, zwei Hände, die angreifen, wo zugegriffen werden muß. Streichelnde und beschwichtigende Hände — oh ja! aber auch sehr wohl im Stande, schmutzigen und gierigen Blüten recht energisch auf die Finger zu klopfen.

Die Frau, unsere liebe Frau — Mutter Gertrud lächelt etwas grimmig —, das Einzige vielleicht, was von rechts bis links, bei Stahlhelm und Rostfront Geltung — Verzeihung: Kurswert behalten hat!

Du und dein Kind

Kinder mit schlechter Kinderstube sind eine Bestätigung der Bequemlichkeit der Eltern.

Die Eitelkeit der Eltern wird oft zum größten Leid im Leben eines Kindes.

Kein strengere Kritik der Eltern als das eigene Kind.

Erwarte von deinen Kindern nichts Größeres als von dir selbst.

Bestrafe nur einmal dein Kind, es wird dir nie wieder glauben.

Versuche nicht die Eigenart deines Kindes zu ändern, hilf ihm lieber, sich frei zu entwickeln.

Das beste Geschenk für das Leben eines Kindes ist ein harmonisches Elternhaus, in dem die Eltern eine Einheit bilden.

Frage dich stets, ob dein persönliches Glück nicht auf Kosten des Familienlebens geht.

Beobachte die Freude deines Kindes vor einer Blume, einem kleinen Käfer, und du wirst wissen, wie wichtig es ist, ein Kind mit der Natur aufzuwachsen zu lassen.

Häufig öffnet dir erst dein Kind die Augen für die Wunder, die dich umgeben.

Es gibt kein Leid, keine Sorge, denen nicht durch ein frisches Kinderlachen die größte Bitternis genommen wird.

Ein Kind, welches nicht frühlich und übermütig ist, ist krank oder wird in seiner freien Entwicklung gehemmt.

Einsamkeit im Alter der Eltern ist häufig die Folge der vereinten Jugend ihrer Kinder.

Lehre dein Kind, mit offenen Augen die Natur sehen. Du gibst ihm damit einen Reichtum für das spätere Leben.

Lehre dein Kind die Sonne lieben.

Es kommt für alle Eltern eine Zeit, in der sie ohne Groll zurücktreten müssen. Aber haben sie im rechten Verhältnis zu ihrem Kinde gestanden, findet dieses stets wieder den Weg zu ihnen.

Wie von S. S.

Braucht der Mann hauswirtschaftliche Kenntnisse?

Es ist immer gut, zugreifen zu können, wo Hilfe gebraucht wird. Auch kann man den Wert einer Arbeit viel besser beurteilen, wenn man um ihre Anforderungen Bescheid weiß. Schweizer Volksschüler hatten eine Hauswirtschaftslehre, an dem Unterricht ihrer weiblichen Kameraden teilnehmen zu dürfen. Sie forschte sie nach den Gründen aus, die sehr verstanden lauten. Aber gut essen, das wollten sie durchweg. Einige hatten schon Berufswünsche, wollten Hotelkoch oder Bäcker werden und betrachteten den Hauswirtschafts-

unterricht als gute Vorbereitung; häufiger noch handelte es sich um künftige Studenten oder Kaufleute, die schon jetzt daran dachten, wie sie sich später auf ihrer „Bude“ allein behelfen könnten, um das teure Galtshausessen zu sparen. Endlich wollten manche Knaben einer leidenden oder schwächlichen Mutter zur Hand gehen, eine Krankensuppe kochen lernen zum Beispiel. Ein weiterer Antrieb, hauswirtschaftliche Kenntnisse zu erwerben, ist das Jugendwandern; und zwar kommt nicht nur die Technik des Abkochens dafür in Betracht, sondern auch zweckmäßiges Packen des Rucksacks, Errichten von Zelten, Verschaffung und Verwendung von Lebensmitteln, sowie die Behandlung der dazu benutzten Geräte. Die ökonomische Forderung, mit einfachen und billigen Mitteln den größten Nahrungseffekt anzustreben, macht es wichtig, dergleichen systematisch zu erlernen; auch kleine Instandsetzungsarbeiten an der Kleidung gehören dazu. Da beide Geschlechter darauf angewiesen sind, diese Alltagsforderungen gelegentlich zu erfüllen, so muß man es auch den Männern wünschen, daß sie rechtzeitig darin unterwiesen werden. In England, der Schweiz und der amerikanischen Union geschieht es bereits, und zwar mit dem ausgesprochenen Zweck, die männliche Jugend besser als bisher auf den künftigen Ehestand vorzubereiten; ob nun dabei an Entlastung der überbürdeten Hausfrau gedacht ist, der ein guter Ehemann ja wirklich manche schwere Hausarbeit abnehmen kann, oder lediglich an eine bessere Würdigung ihrer Leistungen durch den hauswirtschaftlich geschulten Gatten, bleibt dahingestellt. Aber einzig ist man sich darüber, den Hauswirtschaftsunterricht auf sich getragen werden. Rechts tief in die Stirn gezogen, daß die Frau erreicht wird, links den Rand mehr oder weniger in die Höhe gerückt, daß das Haar in guter Linie zur Geltung kommt. Häufige ist noch unter dem linken Rand ein Schleifen- oder Federstift, der zur Frisur überleitet. So „thronen“ sie irgendwie (schief auf der Kopfmitte, lassen Nacken und Hals ganz frei, die sich nun nach den mageren Jahren des Herrernichtes um lustige, krause Locken desmühen müssen.

ung des Verfalls besser ein, als die sonst übliche Einprägung, und sie eignen sich dabei wirklich den Kenntnissen an, keinen bloßen Gedächtnisballast, vorausgesetzt, daß der Unterricht in den richtigen Händen liegt.

Margarete Weinberg.

Winke für das Schlafzimmer

Marmor am Baldach im Schlafzimmer oder als Belag für die Nachtlampe ist hübsch, macht aber der Hausfrau mancherlei Kopfzerbrechen. Er bekommt leicht Flecken, denn allerlei Ingrezungen, Fette und Säuren sind nun einmal aus dem Schlafzimmer nicht zu verbannen. Recht gute Erfolge vermittelt unter Umständen eine Behandlung der fleckigen Stellen mit fünfprozentiger Natronlauge, die dann nach einiger Zeit mit Wasser fortgewaschen werden muß. Hat die Polster des Marmors gelitten, so verleihe man Jinnogod, das mit Wasser angerührt wird, mittels eines Balles von fest zusammengebrochenem weichen Stoff auf dem Marmor. Eine gewisse Anwendung von Kraft ist unerlässlich, wenn man die Polster aufsprühen will. Abgetrocknete Stücke lassen sich wieder anfügen mit einem Kitt aus Schleimkreide und Wasser. Sehr falsch werden in den meisten Schlafzimmern die Daunendecken behandelt. Der Staubsauger gehört nicht an sie heran, denn seine Saugkraft muß auf das freie Material der Daunendecke eine unheilvolle Wirkung haben. Häufiges Sonnen ist wichtig, danach vorsichtiges Aufschütteln mit der Hand und Wischen mit einer sehr weichen Bürste oder einem Staubwedel.

Saadbürsten reinigt man am vorteilhaftesten in Schaum von guten Seifenlaven, dem ein wenig Salzwasser zur Unterstützung der Fettlösung hinzugefügt werden kann; Staubpartikelchen, die in den Kammern zurückbleiben, entfernt man, indem man einen Zwirnsfaden mit dem einen Ende an einem festen Punkt an der Wand, einem Fensterriegel oder dergleichen festknüpft, sein anderes Ende mit der Hand greift, ihn straff spannt und den Faden durch die Zinken des darübergehenden Kamms fahren läßt. Wichtig ist für Kamm und Bürste gleichmäßiges und vollständiges Trocknen, ehe sie wieder in Gebrauch genommen werden. Bei der Bürste muß beachtet werden, daß sie mit nach unten gerichteten Borsten trocken. Sind ihre Borsten weich geworden, so können sie in einem Maalbad gehärtet werden.

R. R.

Die neuen Hüte und — wie man sie aufsetzt

So überraschend diese neuen Formen gekommen sind, so logisch sind sie andererseits der ganzen Mode angepasst. Zu den langen weiten Kleidern, die man seit zwei Jahren trägt, den weichen, fließenden Geweben, der Stoffülle, der hochgerichteten Taille, den Schweißungen, sind sie geradezu das Tüpfelchen auf dem i, diese Hüte der 60er und 70er Jahre. Ob sie genau so gut zu unseren Gesichtern und Gesten passen, ist allerdings eine andere Frage. Aber auf eine schöne und kleidame Mode haben die Frauen sich noch immer einzustellen verstanden. Schon allein das Material: Panné, Kunstseide und weiches Filz ist denkbar vorteilhaft. In Farben wird man theoretisch alles tragen, in der Praxis aber sich aller Wahrscheinlichkeit nach aus Sparlichkeitsgründen auf schwarz, negerbraun und tiefgrün beschränken, das fast immer mit etwas weiß aufgehellte wird. Jeder, auch der kleinste Laufhut hat heute irgend ein Gesteckchen, eine Feder, eine Puschel, oder etwas Straußfederriges, das um Auge oder Ohr wippt und zittert. Dadurch wird auch das herbe Gesicht weicher umrahmt. Alle diese nahrungshaken Zwei und Dreipfüße, kleinen Postillons, Vespailliers, wirken wie eine lustige Parodie auf die geistreiche Urbi. Und so in der richtig pfiffigen Art wollen sie auch getragen werden. Rechts tief in die Stirn gezogen, daß die Frau erreicht wird, links den Rand mehr oder weniger in die Höhe gerückt, daß das Haar in guter Linie zur Geltung kommt. Häufige ist noch unter dem linken Rand ein Schleifen- oder Federstift, der zur Frisur überleitet. So „thronen“ sie irgendwie (schief auf der Kopfmitte, lassen Nacken und Hals ganz frei, die sich nun nach den mageren Jahren des Herrernichtes um lustige, krause Locken desmühen müssen.



Pfälzer Weinlese-Königin 1931.

Elfährlich wird in Neustadt a. d. Saardt zur Weinlesezeit ein großes Winzerfest gefeiert, an dem das ganze Städtchen teilnimmt. Den Höhepunkt des Festes bildet die Wahl einer Weinlese-Königin.

Was halten Sie vom Kuß, Herr Professor?

Er ist gar nicht so gefährlich. — Bitte nicht so oft ans Küssen denken. — Die Giltchen machen es anders als wir.

Wenn man allem dem Glauben schenken wollte, was die Wissenschaft in letzter Zeit über den Kuß zu sagen hatte, so könnte einem wahrhaftig ein großes Winzerfest gefeiert, an dem das ganze Städtchen teilnimmt. Den Höhepunkt des Festes bildet die Wahl einer Weinlese-Königin.

Nein Wunder, daß eine kleine Indochinesin, die zur Kolonialausstellung nach Paris kam, auf dem Bahnhof entsetzt war. Die beiden Menschen da sind ja verrückt! Sie hatten eben keine Ahnung von weicher „Kultur“. Nicht einmal vom Kuß zwischen Liebenden wollte sie etwas wissen: „Das machen wir mit der Nase!“ Wir Europäer nicht. Wir lassen uns diesen einen Kuß nicht nehmen, denn wir wollen nicht wie die Indochinesin machen oder gar wie die Giltchen, die einander beim Scherzstreichchen die Kopfhaare abfuchen, oder wie die Tschortchen-Wädchen, die dem Auserwählten ihre Liebe dadurch zu erkennen geben, daß sie ihm die Backen zerkratzen und ins Gesicht spucken. Bei uns macht man das erst nach der Hochzeit.

Sauerkraut mit allen Schikanen

Von Annie Juliane Richter.

Darf ich mich erkundigen, ob Sie schon ein fädelchen oder einen Steinpfad mit selbstgeknäpftem Sauerkraut als Gesundheitsförderer in Ihren Keller gestellt haben? Nein! Das wundern mich sehr. In dem Saft des vergorenen Weiskohls finden sich nicht nur Gese- und Milchsäurebakterien, sondern auch die wertvolle Gärungsmilchsäure, deren feindliche Haltung gegen Darmfaulniskeime für gesunde Nahrung haben — wie Bulgaren und Russen eine freundliche Haltung dem Sauerkraut gegenüber zur Folge hat. In Amerika gibt es sogar eine National-Sauerkrautvereinsung, die 45 Kochrezepte für das ermunternde und trotzdem Sauerkraut veröffentlicht hat. Das selbstgeknäpft Kraut hält sich ganz frei von künstlichen Zusätzen, verbindet sich dafür aber mit einigen Geschmackserhöhern, die je nach Gegend und Sitte sehr verschieden sind. Das gebobelte Kraut wird unverzüglich in ein Holzfaß oder den Steinpfad geschüttet, auf dessen Boden man einige Weinblätter gelegt hat. Ohne Salz eingefülltes Sauerkraut ist nicht so haltbar, als wenn man wenigstens auf 5–10 kg Kraut 100 g Salz vor dem Einfüllen einmischt. Eine Lage Kraut wird immer durch ein paar Wacholderbeeren belegt, deren gute Wirkung auf den Rohl und auf den Kohlgehalt schon in alten Büchern von 1650 anerkannt wurde. Damals legte man auch